

Inhalt

1. Wer wir sind. Eine Begrüßung	7
2. Der ewig fremde Blick. Über die Innen- und Außenwahrnehmung der Ostdeutschen	37
3. Eine Stunde öffentlichen Glücks. Über den Herbst 1989	63
4. Zeitenwende. Kahlschlag. Widerstand. Über die neunziger Jahre	83
5. Emanzipation von rechts. Über den Aufstieg von Pegida und AfD	109
6. Herkunft als Auftrag? Über unsere Biografien . . .	137
7. Verlust und Wiederaneignung. Über ostdeutsche Diskurse	173
8. Brüche. Wechsel der Perspektiven. Wir versus ihr. Über aktuelle Debatten	195
9. Das rechtliche Leben im falschen. Über Eigentum vor und nach dem Umbuch	231
10. Wie wir wurden, wer wir sind. Eine Verabschiedung	241
Literaturverzeichnis	284

*II. Der ewig fremde Blick.
Über die Innen- und Außenwahrnehmung
der Ostdeutschen*

Jana Hensel: Die Ostdeutschen liegen seit nahezu dreißig Jahren auf der Couch.

Wolfgang Engler: Das Einzige, was sich immerfort ändert, ist der Blick auf das, was nicht mehr zu verändern ist, die Vergangenheit.

Wolfgang Engler: Bis weit in die neunziger Jahre hinein war der Ost-West-Diskurs westdeutsch dominiert. Die Ostdeutschen waren Gegenstand von Zuschreibungen, Vermutungen, bald jovialen, bald wenig freundlichen Porträts, in denen ihre Vergangenheit oftmals als Ballast erschien, von dem sie sich nun trennen sollten, um in dem neuen Gemeinwesen handlungsfähig zu werden. Ich entsinne mich freilich auch einer ganzen Reihe von westdeutschen Historikern und Soziologen, die ich durchaus mit Gewinn gelesen habe.

Jana Hensel: Welche denn?

WE: Hermann Weber, Wolfgang Leonard, Gerhard A. Ritter, Christoph Kleßmann, Hermann Glaser, Sigrid Meuschel, um nur einige Namen zu nennen. Wirklich lesenswerte und interessante Darstellungen der DDR-Geschichte. Was darin fehlte, zwangsläufig fehlen musste, war eine Gesamtdarstellung der ostdeutschen Verhältnisse aus der Innenperspektive, der gelebten Erfahrung. Ein solches Vorhaben kann problematisch sein, weil die eigene Verwicklung in das Geschehen, das man darstellt, leicht in Konflikt zum Anspruch auf Objektivität gerät. Wenn man darum weiß und Wege findet, diesen Widerspruch zu kontrollieren, kann Teilhabe auch Gewinn bedeuten, zum Aufschluss von Erfahrungen führen, die von außen unzugänglich sind.

JH: Das ist sehr richtig, aber Innenperspektiven sind natürlich unerlässlich.

WE: Primär geht es darum, das, was man selbst erlebt hat, mittels anderer Erlebnisse, anderer Wahrnehmungen auf Abstand zu bringen. Sein eigenes Sein im Sein anderer zu spiegeln. Dann wird das Ganze eine Art Selbstversuch, und auch darum war es mir zu tun. Mich zu fragen: Was war meine eigene Position in dieser DDR-Gesellschaft? Wie hat sie sich im Lauf der Jahre verändert? Was konnte ich aus meiner Lage sehen? Zu welchen anderen Erfahrungen hatte ich Zugang, welche verschlossen sich mir, sodass es im Nachhinein einiger Mühe bedurfte, mich in sie hineinzuversetzen? Dass ich die DDR über Jahrzehnte hinweg aus recht unterschiedlichen sozialen Blickwinkeln kennenlernte, war für mein Vorhaben sicher hilfreich. Väterlicherseits wuchs ich in einem Funktionärshaushalt heran, meine Mutter war Hausfrau. 1957 zog ich mit meinen Eltern von Dresden nach Berlin.

JH: Wie alt waren Sie damals?

WE: Fünf. Und ich zog damals mitten hinein in einen Arbeiterbezirk, als Kind eines »Bonzen«, wie man dort sagte.

JH: In den Prenzlauer Berg?

WE: In den Prenzlauer Berg. Dort bekamen wir eine Wohnung zugewiesen. Unter lauter Arbeitern, Handwerkern, kleinen Gewerbetreibenden, viele arbeiteten zu dieser Zeit noch in Westberlin. Und fast alle standen dem DDR-Regime ablehnend gegenüber, sahen in mir das Funktionärskind. Nicht leicht, Freunde zu gewinnen. Aber es war insofern eine heilsame Erfahrung, als mir schon früh klarzuwerden begann, dass dieses politische System zu keinem Zeitpunkt von Mehrheiten getragen wurde. Meine Schulkameraden und deren Eltern verabscheuten nicht nur Ulbricht, sondern verwarfen die DDR als solche, betrachteten sie allen-

falls als Provisorium, dem sie ein baldiges Ende wünschten.

JH: Warum?

WE: Weil das sowjetische Modell, das man dem Osten Deutschlands nach 1949 übergestülpt hatte, von der weit überwiegenden Mehrheit als Zwangsjacke empfunden wurde, und zwar nicht nur politisch. Hier, wie auch in Tschechien, der Slowakei, teilweise auch in Ungarn und Polen, konnte sich die totale Verstaatlichung des Kapitals von Anfang an nicht einmal auf die relative historische Rationalität einer nachholenden Entwicklung moderner bürgerlicher Gesellschaften berufen. Dieses Stadium war hier bereits erreicht, strukturell und habituell, jedenfalls so weit, dass der Modernisierungsprozess auf seinen bereits geschaffenen Grundlagen hätte weiterlaufen können. Oder in den Worten von Robert Kurz aus seinem Buch »Der Kollaps der Modernisierung« von 1991: »Die zwangsweise Eingemeindung dieser Gesellschaften in die Sphäre des sowjetischen Etatismus war also historisch reaktionär und kontraproduktiv, wovon die lange Kette von Volksaufständen und Massenbewegungen seit den fünfziger Jahren beredtes Zeugnis ablegt.« Die Menschen in Ostdeutschland waren dem Sozialmodell entwachsen, das ihnen verordnet worden war, das spürten sie instinktiv. Und das politische System mit seiner Verweigerung elementarer Grundfreiheiten vergaulte sie vollends. Das Projekt DDR, wenn man es so nennen darf, war zu keinem Zeitpunkt mehrheitsfähig. Mit seinem antifaschistischen Selbstverständnis konnte der ostdeutsche Teilstaat zu Beginn noch Teilgruppen der Gesellschaft an sich binden, Loyalität erzeugen, mehr nicht.

JH: Im Nachhinein scheint es mir doch so zu sein, dass der Antifaschismus als offizielle Interpretation der Geschichte – ich sage mit Absicht nicht Ideologie, sondern Interpretation –

für die Zigtausenden neuen DDR-Bürger, die im Nationalsozialismus Mitläufer und mit Sicherheit auch Täter gewesen sind, ein Angebot gewesen ist, das Leben neu zu beginnen. Wie ein Pakt oder ein Tauschhandel hat der Antifaschismus als eine Art gesamtgesellschaftlicher Persilschein doch ein festes Loyalitätsband geknüpft, das bis in die achtziger Jahre zu halten vermochte. Jene Generation, die 1989 auf die Straße ging, hat den Krieg selbst nicht mehr erlebt. Auch deshalb konnte sie sich von der herrschenden Geschichtsinterpretation und vor allem auch von den herrschenden Machthabern emanzipieren. Sie brauchte deren Geschichtsverständnis nicht mehr, sie hatte sich in beinahe vierzig Jahren DDR ein neues geschaffen.

WE: So sehe ich das auch. Vor allem in den Anfangs-, den Aufbaujahren gab es auch echte Begeisterung für die DDR, vor allem unter jungen Leuten. Die griffen das Angebot auf, wollten anpacken, ein neues, besseres Deutschland schaffen, Aufstiegschancen nutzen, die sich unter anderen Verhältnissen nie für sie eröffnet hätten, und zehrten oft ein Leben lang von diesem frühen Enthusiasmus. Von dem Kredit, den die DDR ihnen und den sie ihr gegeben hatten, um zuletzt doch mit ansehen zu müssen, dass es auf diese Weise nicht gelingen konnte. Am Ende griff die Erosion sogar auf den Machtapparat über, das Vertrauenskapital war aufgezehrt und der Staat am Ende. Aber um den Ausgangsgedanken kurz zu Ende zu führen: Mein Aufwachsen in Prenzlauer Berg in den sechziger Jahren war eine prägende Lektion. Ich lernte damals jene Großgruppe der Gesellschaft kennen, die zentral für diesen Staat war, der sich Arbeiter-und-Bauern-Staat nannte, und wurde von allen Illusionen geheilt, die man im sozialen Umfeld meines Elternhauses hegte. Geschichtliche Prozesse aus der Sicht der *Mehrheiten* heraus wahrzunehmen und zu beurteilen wurde

mir zur zweiten Natur und bewahrte mich noch 1989 davor, der Hoffnung vieler Kulturschaffender auf einen dritten Weg auch nur die geringste Chance auf Verwirklichung einzuräumen. Die Mehrheit der Ostdeutschen hatte mit dieser Idee gebrochen. Das würde den Ausschlag geben, daran zweifelte ich zu keinem Zeitpunkt.

JH: Haben Sie den Prenzlauer Berg, also Ihren ersten DDR-Erfahrungsraum, später verlassen?

WE: Zunächst wollte ich kein Abitur machen, wohl deshalb, weil das mit einer Verpflichtung zum dreijährigen Wehrdienst bei der NVA verbunden war. Das wollte ich nicht, stellte mich im Unterricht dümmer an, als ich war. Später habe ich das Abitur auf einer Volkshochschule nachgeholt und zeitlich überlappend eine Lehre als Facharbeiter für elektronische Datenverarbeitung absolviert. Während dieser Ausbildung lernte ich eine andere Personengruppe kennen. Leute, die sich für Technik, für Mathematik interessieren, Aspiranten der wissenschaftlich-technischen Intelligenz.

JH: Interessierten Sie sich denn damals überhaupt für Mathematik und Technik?

WE: Nein, ich wusste einfach nicht, was ich sonst machen sollte.

JH: Aber Sie waren sicher auch bei der NVA?

WE: Ja, achtzehn Monate, eine Erfahrung, auf die ich gern verzichtet hätte. Für mich war das die DDR auf den schwärzesten Punkt gebracht. Inkompetenz, Dummheit, Leerlauf, die reinste Zeitverschwendung. Danach bin ich in meinen derweil erlernten Beruf zurückgekehrt, um von dort aus zur Humboldt-Universität zu gehen und Philosophie zu studieren, sechs Jahre, mit Forschungsstudium und Promotion. Dummerweise arbeitete ich anschließend genau in dem Jahr am Zentralinstitut für Philosophie der Akademie der

Wissenschaften, als dort der letzte Schauprozess gegen DDR-Philosophen stattfand.

JH: Wann war das?

WE: 1980/81.

JH: Und gegen wen fand dieser Schauprozess statt?

WE: Da hatte der oberste DDR-Kaderphilosoph mit Namen Manfred Buhr eine Gruppe ausgehoben, von der er meinte, sie sei revisionistisch oder wenigstens parteischädigend, und das hatte endlose Versammlungen in diesem Institut zur Folge mit Parteistrafen und beruflichen Schikanen für Leute, die die falsche Position bezogen hatten. Dem habe ich mich durch Flucht in die Kunstwelt entzogen.

JH: Um noch einmal kurz bei Ihren Milieubeschreibungen zu bleiben: Trafen sich an der Universität nicht viele Kinder der Funktionselite wieder?

WE: Das war schon auffällig. Die richtige politische Gesinnung war das Maß der Selektion, sowohl bei den Lehrenden als auch bei den Studierenden. Die interessanten Leute bildeten die Ausnahme, aber die erkannten sich untereinander auf Anhieb, wie Postbeamte. Natürlich war das Studium trotzdem eine wichtige Erfahrung, weniger der Dozenten und Professoren wegen, da gab es nur wenige, die mich für das Fach begeisterten, Gerd Irrlitz, Wolfgang Heise, Lothar Kühne beispielsweise. Großartig war die Zeit, die man hatte, um zu lesen, sich mit Gleichgesinnten auszutauschen, eine ganze geistige Welt zu erobern. Einige, mit denen ich damals zusammenkam, gründeten später konspirative Zirkel, gingen in die Opposition, manche mauserten sich gleich mehrfach, traten nach 1989 ihren Marsch durch die Parteien an, von links nach rechts, wie Vera Lengsfeld, die jetzt als Initiatorin der »Erklärung 2018« für Schlagzeilen sorgt.

JH: Später gingen Sie ans legendäre bat, das Studiotheater der Schauspielhochschule, richtig?

WE: Das war die beste Entscheidung meines Lebens. Nach dem unerfreulichen Intermezzo an der Akademie der Wissenschaften suchte ich nach einem Fluchtpunkt und fand ihn an einer kleinen künstlerischen Lehreinrichtung, dem Institut für Schauspielregie, mit Sitz in dem von Wolf Biermann, Brigitte Soubeyran und vielen anderen in den sechziger Jahren gegründeten Berliner Arbeiter- und Studententheater, kurz bat genannt. Wieder tauchte ich in ein neues soziales Milieu ein, in das von Theaterschaffenden, von Studenten, die vornehmlich Regisseure werden wollten. Hier ging es merklich anders zu als an der Universität oder der Akademie, weltoffener, unbefangener, obgleich der lange Arm des Staates, das stellte sich später heraus, auch in diesen Ort hineinragte. Dennoch, die achtziger Jahre wurden zu meiner zweiten Universität. Im Austausch mit Kollegen und Studenten lasen und debattierten wir, was zeitgleich im Westen Deutschlands und in der Welt gelesen und diskutiert wurde, und waren zumindest in dieser Hinsicht auf das, was kommen sollte, auf den Systemwechsel, gut vorbereitet.

JH: Was lasen Sie denn damals? Und woher bekamen Sie die Bücher?

WE: Wir lasen Habermas, Luhmann, Elias, Bourdieu, die Franzosen, westliche Neomarxisten. Teils besorgte ich die Sachen aus den Giftschränken der Berliner Bibliotheken, wo ich gute Bekannte hatte, teils brachten Freunde, die in der DDR lebten, aber einen zweiten Pass besaßen, die Konterbande mit. Dann kopierte ich Auszüge daraus für die Studenten – unter tätiger Mithilfe des damaligen Leiters der Institutsbibliothek, der dann auch gleich mitlas.

JH: Das waren, wenn ich richtig rechne, fast vierzig Jahre DDR-Erfahrung.

WE: Ungefähr. Das Durchqueren dieser verschiedenen sozia-

len Kreise war das Rüstzeug, mit dem ich mich dann Ende der neunziger Jahre daranmachte, Rückschau für ein Buch zu halten, das dieser Vielfalt gerecht werden sollte. Noch heute blicke ich gerne auf diesen Schreibprozess zurück, und auch auf das Resultat, das dann 1999 unter dem Titel »Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land« erschien.

JH: Die Verzögerung von einem knappen Jahrzehnt finde ich interessant.

WE: Es gab zwar einige Vorstudien, um den Prozess der Recherche und der Selbstverständigung in Gang zu setzen, aber für die konkrete Arbeit war der Abstand von zehn Jahren genau der richtige. Einerseits musste der Abstand groß genug sein, um die nötige Distanz zum Objekt zu finden, in dem man selber vorkommt, und andererseits dachte ich, in fünf oder zehn Jahren ist vielleicht die lebendige Erfahrung schon zu sehr verblasst.

JH: Das war bei mir ganz anders, das finde ich interessant. Also, diese Inkubationszeit hatte ich nicht. Als ich »Zonenkinder« zu schreiben begann, habe ich damit auf eine ganz unmittelbare Erfahrung reagiert. Für uns gab es diese Fremdzuschreibung von außen ja gar nicht, die Sie mit Ihrem Buch revidieren wollten.

WE: Nicht?

JH: Für meine Generation gab es gar keine Zuschreibungen. Bis Ende der neunziger Jahre existierte sie als eine beschriebene Generation gar nicht. Das hatte natürlich mit klischierten Denkbildern zu tun, wonach man damals tatsächlich annehmen wollte, dass die DDR und alle ihre Prägungen mit dem Jahr 1989 verschwunden waren. Und so sprach man mir als jemandem, die mit dreizehn Jahren noch fast ein Kind gewesen war, als die Mauer fiel, jegliche DDR-Erfahrung ab. Dass ich und viele meiner Generationsgenos-

sen überhaupt eine Prägung durch unsere DDR-Herkunft, die Mauerfallerlebnisse, den Wende- und Nachwende-
prozess haben könnten, das wurde von vielen prinzipiell in
Frage gestellt oder für nicht möglich erklärt.

WE: Deshalb schrieben Sie »Zonenkinder«.

JH: Genau! Aber es gab noch einen anderen, eher spontanen
Auslöser. Im Jahr 2000 erschien das Buch »Generation
Golf« des damaligen FAZ-Redakteurs Florian Illies, der
fünf Jahre älter ist als ich und darin die westdeutsche Erfah-
rung der achtziger und neunziger Jahre seiner Generation
beschrieb. Im Grunde erzählte er – ironischerweise – auch
von einer Welt, die es nicht mehr gab, nämlich von der hei-
len westdeutschen Welt vor dem Mauerfall. Nachdem das
Buch ein riesiger Erfolg geworden war, schob man meine
Generation da einfach so mit unter. Aber nicht nur, dass
man uns sozusagen einkassierte, als hätte auch ich mich als
Kind mit nichts anderem als dem Unterschied zwischen
Pelikan- und Lamy-Füllern beschäftigt, viele Ostdeutsche
begannen ebenfalls, und das hat mich dann wirklich er-
zürnt, diese westdeutsche Erfahrung für ihre eigene zu hal-
ten. Da dachte ich zum ersten Mal daran, unsere eigenen
Erfahrungen aufschreiben zu müssen.

WE: Und wie ging es dann weiter?

JH: Ich studierte damals Literaturwissenschaft, wollte eigent-
lich Lektorin werden, hatte nicht vorgehabt, selbst zu
schreiben. In dieser Zeit fielen mir ein paar literarische
Texte auf, in denen begonnen wurde, so eine Art ostdeut-
sche Erfahrung zu thematisieren. Das waren Texten von Ja-
kob Hein, Antje Rávic Strubel und Julia Schoch. Julia
Schoch ganz besonders. Sie alle erzählten davon literarisch,
aber sie sortierten natürlich nicht, sie markierten noch nicht
ausreichend. Das muss Literatur ja auch nicht tun, im Ge-
genteil, aber ich dachte, das ist zu leise, zu subtil. Ich wollte

einen lautereren, auch expliziteren Text schreiben, auch, weil ich damals noch sehr jung war und sicher meine eigenen Kräfte überschätzt habe, aber auch, weil mir bewusst war, dass die westdeutsche Öffentlichkeit sich für unsere Geschichte nur dann interessieren würde, wenn ich sie zuspitzte. Deshalb habe ich nicht nur von mir, sondern gleich von einer ganzen Generation geschrieben. Ich ahnte, ich musste lautstark auf die öffentliche Bühne springen.

WE: Wie kam es denn zu dem Titel?

JH: Ich wusste, salopp gesagt, mein Baby brauchte einen Namen, wollte aber nicht so etwas Langweiliges, weil politisch Korrektes wie »Wendekinder« oder so. Einen zuvor abwertend konnotierten Namen, ihn umwerten und mit Selbstbewusstsein auffüllen, das wollte ich. Also eine Art Selbstermächtigung. Und ich brauchte dieses »Wir«. Um eine Identität zu markieren, einen kollektiven Erfahrungsraum, den man uns ja vorher abgesprochen hatte. Ich bin damals wahnsinnig für das »Wir« in »Zonenkinder« kritisiert worden. Aber es war ein Effekt, also es war sozusagen ein künstlerisches Mittel, das ich brauchte. Wenn ich mit meiner eigenen kleinen Geschichte gekommen wäre, hätte man sie zur Seite schieben können. Aber genau das wollte ich verhindern.

WE: Ich führe seit einiger Zeit einen langen, langen Mailwechsel mit einer Frau Ihres Alters, die heute in Leipzig in der Universitätsverwaltung arbeitet. Sie beschrieb mir, dass es in ihrer ehemaligen Schule ein Kunstkabinett gegeben hatte, in dem ein Zeitstrahl hing, auf dem die Weltgeschichte dargestellt war: Urkommunismus, Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus, Kommunismus. Kurz nach der Wende betrat ein Lehrer oder eine Lehrerin dieses Kunstkabinett und hing den Kommunismus mit einem alten Handtuch zu. Für sie war das einer der Gründe, sich mit

dieser Phase ihres Lebens eingehender zu befassen, dem Gefühl einer verwaisten Kindheit und ratlosen Jugend nachzuspüren. Wie war das bei Ihnen?

JH: Ich glaube, das beschreibt exakt meine Erfahrung. Mein Glück war, dass ich so jung war, dass ich die Prozesse, in dem Moment, in dem sie stattfanden, weder lesen noch verstehen noch deuten konnte. So ist alles in mich hinein- und durch mich durchgeströmt.

WE: Wie läuft man denn dann durch die neunziger Jahre?

JH: Ohne Distanz. Ich war gänzlich verwoben mit der damaligen Zeit und ihren Ereignissen. Später als Erwachsener ist man das ja nicht mehr, gehört bereits zu irgendwelchen Milieus, sortiert sich seine Realität, so gut man dazu in der Lage ist. Ich wurde mit allen anderen damals tatsächlich ins kalte Wasser des Umbruchs geworfen, wurde von jeder Welle erwischt, ohne dass ich bereits zu schwimmen gelernt hatte. Ich war in einem Alter, in dem man keine Angst vor Irrungen und Wirrungen hat. Eben noch Thälmann-Pionier, kurz darauf schon bei der Grünen Jugend. Ein Alter eben, in dem man sich alles anschaut, alles betrachtet. Keine Scheu vor Fehlern hat, Naivität etwas äußerst Produktives sein kann.

WE: Aber Sie haben sehr früh auf Ihrer eigenen Sicht bestanden.

JH: Ich erinnere mich ganz genau an meinen Geschichtsunterricht nach dem Mauerfall, erst noch auf der normalen POS, später, ab dem Jahr 1991, auf dem Gymnasium. Ich gehöre zum ersten ostdeutschen Jahrgang, der nach westdeutschem Schulsystem, genauer gesagt nach baden-württembergischen Vorbild, Abitur gemacht hat. 1995 war das. Das halte ich für etwas ganz, ganz Wesentliches in meiner Biografie. Ich lebte quasi gerade noch in der DDR und wurde sofort nach ihrem Ende mit westdeutschem Wissen bom-

bardiert, mit einer westdeutschen Perspektive. Gerade war ich noch mit meiner Mutter auf den Montagsdemonstrationen gewesen, hatte dort unsere Geschichte hautnah erlebt. Ohne es formulieren zu können, habe ich ganz früh gespürt: Das ist doch nicht meine Erzählung, das ist doch nicht unsere Geschichte. Ich habe in jenen Jahren ausschließlich DDR-Literatur gelesen, mir alle Platten von Liedermachern besorgt und bin ganz intensiv in die achtziger Jahre zurückgegangen, habe mich mit allem Oppositionellen in der DDR beschäftigt. Genau dort, in dieser so heftig auf mich einwirkenden Fremdbestimmung in der Schule, liegt die Wurzel meines späteren Impulses, schreiben zu müssen. Meine, unsere Geschichte zu erzählen.

WE: Glauben Sie denn, dass Sie den Blick auf den Osten, auf Ihre Generation verändern konnten?

JH: Meine Erfahrungen sind da zumindest vielfältig, denn erst einmal hatten die »Zonenkinder« damals eine große Leserschaft, mit der auf keinen Fall zu rechnen war, als ich das Buch schrieb, auch nicht, als ich das Manuskript den Verlagen anbot. Es war nicht so, dass ich damals rundweg auf Ablehnung stieß. Zwar gab es auch Verleger großer westdeutscher Verlage, die mir freundliche Briefe schrieben und meinten, das sei ja alles interessant, aber man könne das leider nicht verlegen, weil die Ostdeutschen einfach keine Bücher kaufen würden. Aber nicht zuletzt war da der damalige Rowohlt-Verleger Alexander Fest, der sich in das Manuskript verliebt hatte und der dann sogar entschied, das Buch im Herbst 2002 zum Spitzentitel zu machen. Eine sehr mutige Entscheidung, ein Impuls, den das Thema brauchte, denn damit verband sich die Ansage, das hier ist kein Nischenthema, sondern das geht alle an.

WE: Trotzdem stimmen mich heutige Debatten, beispielsweise um Pegida, eher wenig optimistisch, wenn es um eine dif-

ferenzierte Betrachtung der ostdeutschen Erfahrung geht. Dann gibt es mit einem Mal wieder diesen gänzlich unverwandten Blick auf die aus dem Osten, als sei das ein unbelehrbarer Volksstamm, dem man mit nix beikommt. Und es befestigt sich der Eindruck einer notorischen Blickverzerrung hinsichtlich der Gesamtgeschichte von 1949 bis jetzt. Sobald man Anlass findet, die Ostdeutschen zu loben, dafür, dass sie die Chancen ergriffen haben, die ihnen die neue Gesellschaft bot, bucht man das aufs Konto ebendieser Chancen. Dass ihr ostdeutsches Erbe sie in irgendeiner Hinsicht dazu befähigt haben könnte, fällt unter den Tisch. Ganz anders, wenn die Ostdeutschen Tadel verdienen, weil Geld und gute Worte sie noch immer nicht zu den Mitbürgern gemacht haben, die sie nun längst sein müssten. Dann rekurriert man auf ihre Vorgeschichte in der DDR, die nun als Handicap erscheint. In diesem Fall streicht man die jetzt bald drei Jahrzehnte unbekümmert aus und beraubt sich derart jeder Möglichkeit, zu verstehen, wie tiefgreifend der Umbruch Haltungen und Meinungen der Ostler beeinflusste. Mit anderen Worten, klipp und klar: Der überdurchschnittliche Erfolg der AfD in den »neuen Ländern« findet seine so gut wie vollständige Erklärung in den Erfahrungen, die sie *nach* 1990 sammelten und eben nicht im Rekurs auf ihren vermeintlich obrigkeitsstaatlichen, führerorientierten DDR-Habitus. Diese Dummheit grassiert noch immer und gerade jüngst wieder besonders heftig, und sie hat Methode. Indem man die Herkunftsgesellschaft der Ostdeutschen für jegliches kritikwürdiges Verhalten verantwortlich macht, legitimiert man die strukturellen Gebrechen und Ungerechtigkeiten der Ankunftsgesellschaft.

JH: Ja, Pegida ist in diesem Zusammenhang leider ein gutes Beispiel. Damals wurden wieder alle Klischees über den DDR-deformierten und rassistischen Osten hervorgeholt.

WE: Es hat mich wirklich tief getroffen, als ich kürzlich im Fernsehen eine von mir sehr geschätzte Philosophin sah, Agnes Heller, einst prominentes Mitglied der neuen Linken Ungarns in den sechziger Jahren, und hören musste, wie sie sich die politische Karriere Orbáns erklärt. Ganz einfach: mit der aus dem Kommunismus ererbten Hörigkeit der Ungarn. Die laufen eben jedem Führer nach, der ihnen ein komfortables Leben verspricht, gern auch auf Kosten von Fremden und Minderheiten. Die haben früher nach oben geschielt und gebuckelt, und die tun das heute noch. Armes Ungarn! Wie wirklichkeitsvergessen muss man sein, um in seinen späten Jahren eine solche Arroganz zur Schau zu stellen! Das mindeste, was man von Leuten verlangen kann, die sich ein Urteil über die Ostdeutschen oder über ihre Nachbarn im Osten erlauben, ist eine faire, sachgemäße Gewichtung der Erfahrungen vor und nach dem großen Bruch der Jahre 1989/90. Je mehr Zeit vergeht, je jünger die Kohorten sind, über die man spricht, desto ausschlaggebender für die Verhaltensdeutung sind die Jahrzehnte, die seit der Zeitenwende verstrichen sind.

JH: Das gilt es als die ostdeutsche Erfahrung zu markieren und sie gleichzeitig in so eine Art osteuropäische Erfahrung münden zu lassen. Aber noch mal zurück zu Ihrer Frage: Habe ich den Blick auf Ostdeutschland und speziell meine Generation verändern können? Als »Zonenkinder« erschien, löste das eine heftige Debatte aus. Zu meinen wichtigsten Erfahrungen in diesem Zusammenhang zählt bis heute Folgendes: Im Buch gibt es für mich so eine Art Herzstück, das ist das sogenannte Kapitel über die Eltern, in dem ich unsere Elterngeneration wenn nicht zu Wendeverlierern, aber doch zu einer Gruppe von Ostdeutschen erkläre, bei denen der Umbruch zum Teil heftige Identitäts- und Orientierungskrisen ausgelöst hat. Viele von uns haben in jenen

Nachwendejahren ein gestörtes Eltern-Kind-Verhältnis erlebt, bei dem wir als Kinder gewisse Paternalisierungstendenzen gegenüber unseren Eltern an den Tag legten, wie sie übrigens ganz typisch sind für Migrationsfamilien. Im Kern ist es eine migrantische Erfahrung, die ich da beschrieben habe, auch wenn ich sie nicht als solche benennen konnte. Also das Phänomen, wenn Familien in ein anderes Land migrieren und dann die Kinder häufig Übersetzungstätigkeiten aller Art leisten, weil sie sich in dem neuen Leben häufig schneller zurechtfinden, auch dazu gezwungen sind. Selbst wenn wir nach der Wiedervereinigung keine neue Sprache erlernen mussten, hatte meine Generation dennoch das Gefühl, unseren Eltern in vielem irgendwie voraus zu sein.

WE: Wie waren die Reaktionen der Elterngeneration darauf?

JH: Gerade zu diesem Kapitel gab es bei allen Lesungen heftige Diskussionen. Die Eltern standen auf und protestierten gegen meine Beschreibung. Was ich damals nicht verstand, war, dass ich selbst dabei als eine Art Blitzableiter fungierte, dass man mit mir einen Konflikt ausfocht, der in den Familien meist selbst nicht geführt wurde, weil er wahrscheinlich generell schwer zu führen ist. Heute jedoch ist dieser Befund eigentlich Common Sense. In wissenschaftlichen Studien ist mittlerweile belegt worden, dass der Systemwechsel bei vielen eine Identitätskrise ausgelöst hat, zumal dann, wenn sie in jenen Umbruchsjahren nicht mehr ganz jung waren. Und noch ein weiterer Beweis ist gelungen und durch viele Sachbücher wie die von Sabine Rennefanz, Robert Ide, Peter Richter, Jakob Hein oder Andrea Hanna Hünninger und noch mehr durch Romane, vor allem durch den fabelhaften Roman »Als wir träumten« von Clemens Meyer, bestätigt worden: die Behauptung, dass meine Generation durch die DDR und die Nachwende keine Prä-

gungen mehr erlebt habe, könnte heute niemand mehr so einfach in den Raum stellen. Gerade weil, genau wie Sie es eben gesagt haben, wir immer mehr begreifen, dass die Zeit seit dem Mauerfall für die Ostdeutschen eben keine geschichtslose Zeit gewesen ist.

WE: Und all die vielfältigen Erfahrungen jener drei Jahrzehnte gilt es zu beschreiben.

JH: Das ist etwas, was in der Öffentlichkeit noch nicht angekommen ist, eine *genaue* Unterscheidung zwischen der DDR-Erfahrung und der ostdeutschen Erfahrung. Die ostdeutschen Erfahrungen beginnen eben im Jahr 1989. Davor müssen wir von der DDR-Erfahrung sprechen. Das eine lässt sich nicht blind aus dem anderen ableiten, dafür sind die beiden Räume grundsätzlich zu verschieden. Im Gegenteil, es gilt, sehr genau auf Kontinuitäten und Brüche zu achten. Oder was würden Sie sagen?

WE: DDR-Erfahrung, ostdeutsche Erfahrung, was sie verbindet, was sie trennt, ein weites Feld. Welche Fäden wurden weitergeknüpft, welche abgeschnitten oder neu verwoben. Um darüber Klarheit zu gewinnen, müssten wir Lebensbereich für Lebensbereich durchgehen und dem Vergleich unterziehen, Arbeitswelt, Freizeit, Recht, Umgang mit Medien. Manches, was früher selbstverständlich war, keiner besonderen Würdigung wert, wird im Rückblick wertgeschätzt, mitunter idealisiert, die feste Stelle, das aufgehobensein im Kollektiv, der soziale Zusammenhalt im Allgemeinen. Anderes bleibt im Nachhinein so verwerflich wie es vordem war, der Überwachungsstaat, das Spitzelsystem, das wäscht kein noch so starker Regen ab. Vielleicht täusche ich mich, aber nach meinem Eindruck hat die ostdeutsche Erfahrung die DDR-Erfahrung vielfach in ein milderes Licht gerückt als zu der Zeit, zu der sie gelebt wurde.

JH: Gibt es eine Erklärung dafür?

WE: Das letzte Wort in dieser Sache ist nicht gesprochen, kann auch nicht gesprochen werden. Das Einzige, was sich immerfort ändert, ist der Blick auf das, was nicht mehr zu verändern ist, auf die Geschichte, die Vergangenheit. Jeder Versuch, die Vergangenheit mit Formeln wie »Unrechtsstaat« oder »totalitäres System« endgültig in Beschlag zu nehmen, ist zum Scheitern verurteilt. Die Leute lassen sich einfach nicht vorschreiben, wie sie was auf welche Weise zu erinnern haben. Das ist eine gute Nachricht, und mir fällt dazu eine kleine Anekdote ein: 1969 reiste Henry Kissinger in seiner Eigenschaft als US-amerikanischer Außenminister zu politischen Gesprächen nach China. Dort traf er auch den amtierenden Ministerpräsidenten der Volksrepublik, Tschou En Lai. Der Überlieferung zufolge kamen sie bei einem Spaziergang näher ins Gespräch, und Kissinger fragte seinen Gastgeber, wie dieser die Französische Revolution bewerte. »Es ist noch zu früh, um darüber zu urteilen«, erhielt er zur Antwort. Dieses Bonmot ins Stammbuch der Geschichtsbesetzer und Geschichtsbesitzer.

JH: Ja, das ist in dieser Lakonie sehr gut gesagt. Darin besteht die Schwierigkeit im Reden über die DDR, über Ostdeutschland. Es sind jeweils streng voneinander zu trennende historische Räume, die dennoch eng miteinander verflochten sind. Die Frage aber bleibt: Lässt sich der Blick auf den Osten überhaupt verändern? Oder ist es nicht vielmehr Teil jener ostdeutschen Erfahrung, um die es hier geht, dass die Ostdeutschen sich immer wieder wie fremd betrachten lassen?

WE: Die Art, in der Sie das Kind, das Sie waren, wiederauferstehen ließen, offen, unbefangen, wie viele Ihrer Altersgenossen auch, wirkte irgendwie entwaffnend, befreiend. Meine Charakterisierung der DDR als eine »arbeiterliche Gesellschaft« wurde hierzulande und auch in der interna-

tionalen Debatte vielfach aufgegriffen, zum Ausgangspunkt weiterführender Untersuchungen. Es war nicht ganz umsonst, das Bemühen um eine differenzierte Sicht auf die Ostdeutschen *von* Ostdeutschen. Das hat durchaus etwas bewirkt. Abgesehen davon, dass »Zonenkinder« ein Riesenerfolg war, abgesehen davon, dass »Die Ostdeutschen« und »Die Ostdeutschen als Avantgarde« gut gelaufen sind und es unendlich viele Lesereisen gab, landauf, landab, auch im Westen Deutschlands, auch in anderen Ländern, mit einem stets aufgeschlossenen Publikum, beachtlicher medialer Resonanz – und gelegentlichen Beschimpfungen und Ordnungsrufen.

JH: Die Reisen selbst, die man mit den Büchern unternimmt, bieten ja dann schon wieder Stoff zum Erzählen. Ich erinnere mich noch an meine erste Lesung in Westdeutschland, sie fand in Düsseldorf statt. Der Verlag sagte sinngemäß zu mir: Fahr da mal hin und guck, ob überhaupt jemand kommt. Ich war auch sehr unsicher, ob ich vor leeren Stuhlreihen sitzen würde, und so begann ich, gleichwohl vor einem ausverkauften Haus, auf dem Podium herumzublödeln, Witze zu machen, um zu sehen, ob man mich hier verstehen würde. Während der Lesung dann fühlte sich das Publikum wie eine Mauer an, niemand lachte, keiner reagierte an den Stellen, an denen man im Osten gelacht oder geseufzt hatte. Nach einer gewissen Zeit unterbrach ich meine Lesung und fragte das Publikum, wer denn hier eigentlich aus dem Osten komme. Und dann passierte etwas, was ich nie vergessen werde: Fast alle im Saal hoben die Hand. Im Publikum saß meine Generation, die in den Nachwendejahren in den Westen gegangen war, nur hatte sich, zumindest bis zu dem Moment, als ich fragte, keiner getraut, sich gegenüber den anderen zu outen. Ein jeder Ostdeutscher versteckte sich vor seinem ebenfalls ostdeut-

schen Sitznachbarn. Wenn es also einen Beweis für die millionenfach absolvierte Assimilierung brauchte, hier war er. Nachdem sich der ganze Saal geoutet hatte, setzte ich die Lesung fort, und nun lachten die Leute an den Stellen, an denen sie lachen wollten.

WE: Natürlich hätten wir uns gewünscht, besonders zählebige Vorurteile nachdrücklicher zerstreuen zu können. Wenn man aber auf andere historische Exempel blickt, wie beispielsweise Schotten und Engländer einander bis heute begegnen oder Kanadier mit französischen und englischen Vorfahren, dann sieht man: Wenn einmal unterschiedliche Entwicklungspfade eingeschlagen worden sind und wenn Staatenbildungsprozesse darüber hinweggehen, Minderheiten von oben herab behandeln, dann bedarf es häufig vieler, vieler Generationen, um diese Wunden zu heilen und zu einer gelasseneren Sicht der einen auf die anderen zu gelangen. Dort sind wir, das muss man ganz nüchtern feststellen, noch lange nicht angekommen.

JH: Das ist völlig richtig, von Gelassenheit oder gar von zwei gleichberechtigt nebeneinander existierenden deutschen Identitätserzählungen kann nicht die Rede sein. Die ostdeutsche bleibt die defizitäre, die nachrangige, die marginalisierte und oft auch einfach jene, die schlicht übersehen wird. Auf jeden Fall eine, die weit davon entfernt ist, in eine gesamtdeutsche Identitätserzählung aufgenommen zu werden. Eher bildet sie eine Art Gegenerzählung, von der man sich, je nach Bedarf und Thema, abzugrenzen versucht. Allerdings beobachte ich gerade eine gewisse Veränderung, die aber weniger mit uns Ostdeutschen und unseren Erfahrungen zu tun hat, als mit der politischen Großwetterlage.

WE: Zum Beispiel?

JH: Nachdem Donald Trump das Atomabkommen mit dem Iran aufgekündigt hatte, war ich auf dem Katholikentag

in Münster, um darüber zu berichten. Es war interessant, zu sehen, dass nun, da die transatlantischen Beziehungen in einer nicht zu übersehenden Krise stecken, mit der jene Ordnung, die nach dem Ende des Kalten Krieges entstanden ist, an ein vorläufiges Ende kommt, dass nun in so einem Moment das Jahr 1989 wieder in Erinnerung gerufen wird. Auf dem Kirchentag jedenfalls haben einige prominente Redner, Westdeutsche, an den Fall der Mauer und damit an die letzte große historische Zäsur erinnert.

WE: Das ist interessant.

JH: Was mir aber auch auffällt, ist, dass wir uns sozusagen unter der Hand, gleichsam als Nebeneffekt dieser ewig marginalisierten Sprecherposition, inzwischen besser kennen als die Westdeutschen sich. Wir liegen seit nahezu dreißig Jahren sozusagen auf der Couch. Wir legen uns in regelmäßigen Abständen und aufgrund wenig erfreulicher Anlässe, wie zum Beispiel der Entdeckung des NSU oder das Aufkommen von Pegida und der AfD, selbst dorthin, aber werden auch zu ganz ernsthaften Selbstbefragungen nahezu gezwungen. Ehrlich gesagt, ich halte viele von uns inzwischen für vitaler, klüger, differenzierter im Blick auf sich selbst, als es viele Westdeutsche im Blick auf sich selbst sind. Wir wurden immer wieder gezwungen, vieles zu hinterfragen und unsere Positionen ständig neu zu bestimmen. Ich erinnere mich gut, wie geschockt ich war, als der NSU aufflog, wie sehr und wie lange mich und andere das auch persönlich beschäftigt hat. Sabine Rennefanz, Reporterin der »Berliner Zeitung«, hat damals einen Text geschrieben, der trug nicht zufällig den Titel »Uwe Mundlos und ich«. Ich denke an die Zeit, als Pegida sich zu formieren begann, wie viele, auch persönliche, Gespräche das nach sich gezogen hat: Warum ist alles so gekommen? Was hätte man anders machen müssen? Was hat man übersehen, wo hat man

falschgelegen? Eine Vielzahl solcher Fragen haben nicht nur mich, sondern auch viele meiner Freunde beschäftigt. Ich kenne eine ganze Reihe junger ostdeutscher Journalistinnen und Kollegen, die das Thema seither nicht mehr loslässt, auch weil es oft mit ganz persönlichen Familiengeschichten verwoben ist. Man ist also als Ostdeutscher in regelmäßigen Abständen geradezu in eine Art Politisierung hineingezwungen worden, hat an solchen und anderen Ereignissen immer wieder gespürt, wie eng die eigene Biografie mit gesamtgesellschaftlichen Fragen und Entwicklungen verknüpft ist.

WE: Ja, das ist vielleicht die positive Seite dieses Erklärungsdrucks, dem man sich ausgesetzt sieht. So unerfreulich, wie es ist, sich in Dauerlegitimation zu befinden.

JH: Für die allermeisten ist das unerfreulich, da stimme ich Ihnen zu. Aber es ist auch eine Art Wunde, die weiterhin offen bleibt und uns dadurch zum Thema wird, Stoff zum Erzählen. Anders sind die großen Romane von Schriftstellern wie Ingo Schulze, Uwe Tellkamp, Julia Franck, Kathrin Schmidt, Lutz Seiler, Clemens Meyer oder Eugen Ruge nicht zu erklären. Ich will nicht sagen, dass es für uns ein Geschenk ist, aber doch zumindest eine Aufgabe.

WE: Die Resultate sind ambivalent. Dieser Dauerdruck des Sich-ewig-rechtfertigen-Müssens kann nämlich auch dazu führen, dass man sagt: »Leck mich!« Aber er hat auch eine Selbstaufklärung bewirkt, Klarheit darüber, woher man kommt, wer man war und wozu man wurde.

JH: Es gibt diese beiden Effekte, absolut. Sie streiten auch in mir, ich bin da durchaus selbst ambivalent.

WE: Aber haben Sie nicht auch manchmal, wenn wieder ein Gemeinplatz die mediale Runde macht, das Gefühl, jetzt ist aber gut, ich habe keine Lust mehr?

JH: Ja, natürlich habe ich das. Ich setze mich heute auch nicht

mehr mit allen Argumenten auseinander, versuche vieles, gerade in den sozialen Netzwerken, zu ignorieren. Außerdem bin ich in den vergangenen Jahren viel in Israel gewesen, habe mich mit der jüdischen Geschichte beschäftigt, auch mit dem deutsch-israelischen Verhältnis, habe einen Roman geschrieben, der zu großen Teilen in Israel spielt. Also ich will sagen, ich war eine Zeitlang mit anderen Dingen beschäftigt.

WE: Ja, das ist sicher eine gute Möglichkeit, auch immer wieder Abstand zu gewinnen. »Keinland« ist ja eine Liebesgeschichte, eine unglückliche Liebesgeschichte, die ich übrigens sehr gern gelesen habe.

JH: Das freut mich, vielen Dank. Wenngleich die Protagonistin auch hier eine Ostdeutsche ist, wollte ich die sie betreffenden Identitätsfragen weiten, vergrößern, in einen anderen Zusammenhang und auch größeren historischen Echo-raum stellen. Eine Facette der ostdeutschen Erfahrung ist ja auch diese wohl historisch einmalige, quasimigrantische Erfahrung der Ostdeutschen, fremd im eigenen Land zu werden, ohne das eigene Land verlassen zu haben. Sie ist Teil jener größeren Marginalisierungserfahrung. Mich hat es in meinem Roman interessiert, die Erfahrung der ständigen Fremdzuschreibung an, sagen wir, fremde Gestade prallen zu lassen und zu sehen, was dort damit passiert. Beide Protagonisten meines Romans, sie eine Ostberliner Journalistin, er ein Kind von Holocaustüberlebenden, sind mit tiefgreifenden Identitäts- und Herkunftsfragen befasst. Wie war das bei Ihnen? Haben Sie auch einmal versucht, sich vom Osten innerlich zu verabschieden?

WE: Im Grunde dachte ich, meinen Teil zu diesem Ost-West-Diskurs beigesteuert zu haben und damit auch zum Selbstaufklärungsprozess der Ostdeutschen, und hatte vor, ein anderes Buch zu schreiben.

JH: Worüber denn?

WE: Es wird nun ein wenig später erscheinen als geplant und soll »Kritik der offenen Gesellschaft« oder »Die offene Gesellschaft und ihre Grenzen« heißen. Eine Kritik, die sagt, was an diesem Konzept sinnvoll und unverzichtbar ist, die aber auch die Sichtblockaden thematisiert und darlegt, warum aus einer Lösung ein Problem wurde. Unsere Diskussion gleich zu Anfang über die Wendung »Politik der offenen Tür« hat mich nochmals darin bestätigt, dass es dazu eine Menge zu sagen gibt.

JH: Letztlich aber sind die Ergebnisse der Bundestagswahl wieder so ein Ereignis, das uns zwingt, die Ostdeutschen – vielleicht noch einmal neu oder anders – in den Blick zu nehmen. Denn dass die ostdeutsche Gesellschaft mit sich selbst noch etwas zu verhandeln hatte, dass da etwas offen blieb, immer gärte, vielleicht sogar brodelte, weiß eigentlich jeder, der regelmäßig in den ostdeutschen Ländern unterwegs gewesen ist, auf Familienfesten war, dort mit Leuten gesprochen hat. Weil die meisten Menschen in Ostdeutschland sich aus allen möglichen Glaubensarten verabschiedet hatten, dem Glauben an die Institutionen, an die Politik, aber auch an die Medien. Es war dort oft so eine Einsamkeit zu spüren, die größer war als nur eine individuelle. Es war eine gesellschaftliche Einsamkeit und ein Verlorensein, die allgegenwärtig waren und ihren Ausdruck vor allem in den leeren Landschaften abseits der größeren Städte fanden, in denen die Menschen oft wirklich die Rolle von Statisten spielen.

Erst kürzlich war ich mit meinem Sohn in Mecklenburg-Vorpommern, und weil er noch etwas Taschengeld übrig hatte, das er unbedingt ausgeben wollte, bin ich mit ihm in den nächstgrößeren Ort gefahren. Dort gab es ein Literaturmuseum an einem schön sanierten Marktplatz. Wir

liefen durch den Ort, auch durch die Fußgängerzone, aber wir fanden außer einem Bäcker keinen einzigen Laden, in dem mein Sohn sich irgendetwas, er ist wirklich nicht wählerisch, hätte kaufen können. Und so musste ich mit ihm in der nächsten Stadt dann schließlich zu einem Aldi fahren, und er hat sich dort eine Tüte Chips gekauft. Was ich sagen will, in jenem Ort gab es keine Fixpunkte mehr, keine Haltestellen im besten Wortsinn, der Mensch glitt dort so durch den Raum. Aber ich war mir nicht sicher, ob all diese Einsamkeiten und Verlorenheiten jemals an die Oberfläche gelangen würden.

WE: Das geschieht nun und bildet den Resonanzraum für unser Gespräch.

JH: Wenn wir Glück haben, und das wäre der Idealfall, steigen nicht nur wir hier in ein neues Gespräch über den Osten ein, sondern auch die Leser mit uns.